



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichtsphilosophische Gedanken : 11. Die Reformation und die Freiheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die geschichtlichen Erinnerungen, die uns bei Betrachtung der Sprachgrenze in Lothringen beschäftigt haben, erwecken auch das Andenken an die uralte Formel, womit der adliche Rissenhof in Nancy Sachen, die noch nicht spruchreife schienen, zu späterer Erledigung vertagte: *Ce qui ne se fait, se fera.*



Geschichtsphilosophische Gedanken

11. Die Reformation und die Freiheit



s fehlt in unsrer Zeit des nationalen Aufschwunges nicht an Patrioten, die das Christentum oder wenigstens die römische Kirche beschuldigen, den Charakter des edeln deutschen Volkes verschlechtert zu haben. Die eine der drei Grundeigenschaften der alten Germanen, die Tapferkeit, hat nun in den ersten sechzehn Jahrhunderten der christlichen Zeit entschieden keine Einbuße erlitten, und was die andern beiden: die Keuschheit und die Wahrhaftigkeit anlangt, so hat selbst Felix Dahn, dieser begeisterte Anwalt des unverfälschten Deutschtums, nicht umhin gekonnt, die heute gehegten ein wenig sentimentaln Idealvorstellungen vom urgermanischen Wesen als falsch zu bezeichnen. Wir wollen nur eine Stelle aus der zweiten Hälfte des ersten Teiles seiner deutschen Geschichte anführen. „Gerade das ist das Große an dem politischen und kriegerischen Auftreten Chlodovechs, daß er den tief strömenden Zug der Zeit, das Bedürfnis, die Reise zur Zentralisirung wenigstens seiner Franken und der Germanen in Gallien erkannte, und daß er, getragen von diesem Strome der Zeit, mit aller Leidenschaft, mit Heldenmut und mit altheidnischer Kampfesfreude jenes Ziel verfolgte: freilich auch mit List und mit zahlreichen großen, brutalen, man möchte sagen naiven Frevelthaten, in denen noch die Naivität des zugleich tückischen und derb gewaltthätigen Barbaren spürbar ist. Auf römischen Einfluß ist dieses brutale Totschlagen und arglistige Morden nicht zurückzuführen; römisches Blut in Chlodovech ist rein durch gar nichts bezeugt; als Wiedervergeltung gegen römische Frevel darf man jene Thaten auch nicht entschuldigen, denn nicht gegen Römer — gegen seine germanischen Bettern und Mitkönige hat er jene Frevel geübt; und endlich wollen wir uns doch hüten vor der sehr widergeschichtlichen, sentimentaln, durch und durch un= wahren Schwärmerei für die ausnahmslose Treue und Redlichkeit der alten Germanen: im Eingang unsrer Geschichte steht jene Teutoburger That, deren

von Wotan eingehauchte Arglist nur durch ihre furchtbare Großartigkeit geädelt und als äußerste Notwehr eines auf den Tod bedrohten Volkstums entschuldbar wird. Um Verrat und Gewalt zu mischen, brauchten diese mit der ganzen Arglist und zugleich mit der maßlosen wilden Kraft des Barbaren ausgerüsteten Söhne des Urwaldes nicht erst bei den Römern in die Schule zu gehen. Es ist daher wohl auch allzu patriotisch, wenn man Chlodovech um seiner Ruchlosigkeit willen einen „französischen,“ nicht einen deutschen (soll heißen: germanischen) König nennen will; es fehlt wahrlich auch nicht an germanischen Fürsten mit solchen Thaten und Eigenschaften (z. B. Genserich).“

Dann ist nicht zu vergessen, daß die genannten beiden Eigenschaften zu den Tugenden einfacher Kulturzustände gehören, und daß sie selbst bei einem Volke, in dem sie die Natur so tief gegründet hat wie in dem unsern, den Versuchungen nicht Stand zu halten pflegen, die aus einer höhern Kultur, aus verwickelten Verhältnissen und aus dem Zusammenwohnen vieler auf einem kleinen Raume entspringen. Sene Stämme, die sich auf die Wanderschaft begaben, mußten notwendigerweise schon in dem jahrelangen Lagerleben noch vor aller Berührung mit den Römern die Reinheit des Familienlebens einbüßen, die in dem einsamen Frieden eines abgeschlossnen Gehöftes zu bewahren nicht eben schwierig gewesen war. Die Langobarden zeichneten sich wahrlich weder durch besondere Neigung zum Christentum noch durch Freundschaft für die römische Kirche aus; aber ihre Gesetze bezeugen deutlich einen hohen Grad jener Roheit, die, wie wir annehmen wollen, ihnen nicht ursprünglich eigen, sondern eine Folge der auf ihrer Wanderschaft eingerissnen Verwilderung war.

Endlich war der Begriff der Sklaverei, den wir Heutigen für ganz unverträglich mit höherer, ja mit wahrer Gesittung ansehen, bei den Germanen nicht weniger scharf ausgebildet als bei den Griechen und Römern, und derselbe Dahn, der den Einfluß des heiligen Augustin auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse des Abendlandes als höchst verderblich aufs tiefste beklagt, gesteht doch andrerseits zu, daß jenes Hemmnis echter Menschlichkeit allein durch die Kirche überwunden worden sei. „Ursprünglich — sagt er — sind die Unfreien gar nicht zum Volke gehörig; sie sind Sachen, wie die Haustiere, des Volksrechts nicht fähig — eben weil nicht zum Volke gehörig, und andres Recht giebt es, wenigstens im Anfang dieses Zeitraumes, noch nicht. Allmählich bildet sich für sie ein besonderes Standesrecht, das Hoferecht; vorher schützt sie nur etwa das Kirchenverbot mit geistlichen Strafen wider gewisse äußerste Folgerungen des Grundsatzes, daß sie nur Sachen, nicht Personen sind. Sehr langsam werden im Eherechte zuerst die Rechte, dann im Strafrechte die Pflichten der Unfreien als berechtigter und verantwortlicher Rechtssubjekte, als Personen gewürdigt: die Ehe auch des Unfreien ist der Kirche ein Sakrament, nicht durch die Willkür des Herrn ohne weiteres zu zerreißen; andrerseits wird der christliche Knecht, der ein Verbrechen, eine Sünde begeht,

nicht mehr wie ein unbeseeltes, verantwortungsloses Werkzeug durch den Befehl seines Herrn von jeder geistlichen und weltlichen Strafe entschuldigt.“

Also von einer Verschlechterung des deutschen Charakters durch die römische Kirche kann ebensowenig die Rede sein, wie der segensreiche Einfluß des Christentums auf alle, auch die germanischen Völker geleugnet werden darf. Nur dieses ist an dem Vorwurfe wahr, daß bei der Sittenverderbnis, die zuerst im Gefolge der Völkerwanderung und wüster Kämpfe, dann als Wirkung wachsenden Reichthums und höherer Kultur eintritt, die Geistlichkeit eine hervorragende, sehr unrühmliche Rolle spielt. Aber auch hierbei ist wiederum zu bedenken, daß die Geistlichen doch Kinder ihres Volkes waren, wie denn überhaupt die mittelalterliche Kirche stofflich nichts andres war als die Christenheit, d. h. als die Gesamtheit der europäischen Völker. Gerade durch den Cölibat wurde die Geistlichkeit verhindert, sich als abgeschlossene Kaste gegen den geistigen und leiblichen Blutumlauf im Volkskörper abzusperren. Jede Geschlechtsfolge der Welt- und Ordensgeistlichkeit kam frisch aus dem Schoße des Volkes, und die Denkungs- und Lebensart, die sie von ihrem Ursprunge mitbrachte, wird sich im allgemeinen stärker erwiesen haben als das Gepräge, das sie von ihrer Körperschaft empfing, sodaß das Volk für die Sünden seines Klerus mindestens in demselben Grade verantwortlich war, wie dieser für die Sitten und Unsitten der Laien.

Was die kirchlichen Zustände am Ausgange des Mittelalters vielen unerträglich machte, war nur ein besondrer Fall des tragischen Konflikts zwischen Ideal und Wirklichkeit, dem sich kein Genosse einer höhern Kultur zu entziehen vermag. Die eine Seite des Widerspruches, um den es sich in diesem Falle handelte, haben wir bereits bei andrer Gelegenheit beleuchtet; daß nämlich die Kirche nicht von dieser Welt ist, aber um in der Welt wirken und sie überwinden oder wenigstens einigermaßen veredeln zu können, sich in weltlichen Formen verkörpern, weltliche Macht und irdischen Reichthum erwerben und benutzen muß. Die Hierarchie ist es, an der diese Seite des Widerspruches in die Erscheinung tritt. Aber nicht minder abstoßend wirkt er, wenn wir den Blick auf die Volksmassen werfen. Ein geläuterter christlicher Glaube und eine reine christliche Gesinnung finden sich immer nur bei wenigen Auserwählten. Noch niemals und nirgends ist es gelungen, ein nach Millionen zählendes Volk in den Zustand einer großen Gemeinde der Heiligen zu erheben. Das ganz einzige an den Zuständen des fünfzehnten Jahrhunderts war nun weniger die damalige ungeheure Größe des Widerspruches, als der Übelstand, daß sich der Widerspruch jedem Einzelnen auf Schritt und Tritt aufdrängte. Indem die Kirche darauf ausgegangen war, das ganze Leben zu heiligen und mit religiösem Inhalt zu erfüllen, indem sie jeder Ortschaft in einem stattlichen Gotteshause einen weithin sichtbaren, ans Jenseits mahnenden Mittelpunkt gegeben, alle Plätze, Wege und Stege mit Kreuzen und Heiligen-

bildern geschmückt, jeder Handlung des privaten und des öffentlichen Lebens eine sakramentale oder halbsakramentale Weihe verliehen, die Jahre, Wochen und Tage in ein Netz von Gebeten und Andachtsübungen eingesponnen hatte, war sie schließlich zu keinem andern Ergebnisse gelangt, als daß der Nachdenkende durch jeden Glockenschlag vom Kirchturm, bei jedem Gange über die Straße, bei jeder Geschäftsverrichtung, bei jeder Mahlzeit daran erinnert wurde, wie er selbst und seine Umgebung den religiösen und sittlichen Anforderungen der Kirche fast mit jeder Lebensregung ins Gesicht schlugen. Dem wenigstens, der seinen Blick auf die Schattenseiten des Volkslebens gerichtet hielt, schien dieses das einzige Ergebnis der Wirksamkeit der Kirche zu sein. Den Deutschen ward durch ihre Ehrlichkeit und Gründlichkeit dieser Zustand ganz unerträglich gemacht, während es die Romanen bis auf den heutigen Tag leichter fertig bringen, sich entweder mit cynischem Spott darüber hinwegzusetzen, wohl auch trotz ausgesprochenem Unglauben und frecher Lasterhaftigkeit die kirchliche Heilanstalt als Versicherungsanstalt gegen etwaigen jenseitigen Brandschaden vorsorglich weiter zu benutzen oder sich vor dem Widerspruch ins Kloster zu flüchten, und falls er sie auch dort noch peinigt, ihn mit dem kindlichen oder kindischen Glauben an die lösende Kraft von Weihwasser, Amuletten und Ablässen zu beschwichtigen.

Was demnach die Völker und namentlich die Völker germanischer Abstammung brauchten und herbeisehnten, das war weniger eine Erneuerung des Urchristentums, als vielmehr eine gründliche Verweltlichung des Lebens. Man wollte endlich einmal die ewigen Mahnungen an ein Jenseits los werden, dessen Anforderungen zu genügen unmöglich schien. Nicht allein jene unwürdigen lebendigen Mahner haßte man, die als ein verkörperter frecher Hohn auf den von ihnen gepredigten Glauben herumwandelten, die feisten und faunischen Mönchsgesichter mit ihren schmierigen Kutten, sondern auch solche stumme und doch deutlich sprechende Erinnerungszeichen wie die Kreuzfige. Unverwirrt und frohgemut wollte man seinen Geschäften, Unternehmungen und Genüssen nachgehen, nicht aller Augenblicke durch Mahn- und Strafreden, durch Warnungen, Verheißungen und Drohungen gestört werden, die aus dem Munde schlechter Priester kommend, jede edle Empfindung verletzten, aufrichtig gemeint aber und von gläubigen Asketen gesprochen den ganzen natürlichen Menschen empörten, der sich gerade damals im Anblick lockender Reichtümer und Genüsse und im Lichte des wiedererstandnen klassischen Heidentums seiner Vollkraft und seiner Ansprüche bewußt wurde. Renaissance und Humanismus ohne die Zugabe von Mönchskutten, Andachtsübungen und Kirchengesetzen, das ungefähr war das Ideal eines Hutten, und was die Massen begehrten, das war, wenn auch gröberer Art, doch nicht wesentlich davon verschieden.

Luther freilich würde sich in tiefster Seele gekränkt gefühlt haben, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er von Gott berufen sei, die Religion in den

Hintergrund zu drängen, damit sich das weltliche Leben freier und widerspruchsloser als bisher entfalten könne. Ihm war es heiliger Ernst mit der Erneuerung des wahren Christentums, das auch seiner Meinung nach dieses irdische Leben beherrschen sollte. Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Aufgabe, die Massen zu einer vollkommen reinen Auffassung und würdigen Behandlung des Heiligen zu erheben, verkannte oder übersah er allerdings nur in den ersten Zeiten seines begeisterten Kampfes gegen die verrottete Hierarchie. Schon im Jahre 1526 bekannte er in der Einleitung zu der deutschen Messe, die er für die kursächsischen Gemeinden verfaßt hatte, daß diese neue Gottesdienstordnung ihn selber nicht befriedige. „Die rechte Weise, meint er, müßte nicht so öffentlich auf dem Platze geschehen unter allerlei Volk, sondern die, so mit Ernst Christen wollten sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andre christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, austreiben oder in den Bann thun. Sie könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austeilte unter die Armen. Sie dürfts nicht viel und groß Gefanges. Sie könnte man auch eine feine kurze Weise mit der Taufe und dem Sakrament halten und alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten.“ Und je länger je härter rügt er in seiner derben Weise das Verhalten des großen Haufens, der die dem deutschen Volke aufs neue geschenkten Kleinode, das Evangelium, den reinen Glauben und die christliche Freiheit weder zu würdigen, noch zu gebrauchen verstehe, sondern nach Art gewisser unsaubrer Tiere nur besudle. Es gereicht ihm zum höchsten Ruhme, daß er das scheinbar unmögliche dennoch unternahm und für diesen unverbesserlichen und unbelehrbaren großen Haufen eine feste, für alle brauchbare und wirksame Gottesdienstordnung einsetzte. Gerade damit liefert er den Beweis für die Echtheit seines Christentums; denn der gläubige Christ weiß, daß alles menschliche Wirken nur Stückwerk ist, daß es nicht auf den Erfolg, sondern auf den guten Willen und die Treue des Wirkenden ankommt. Er spricht daher niemals: Entweder alles oder nichts, sondern thut, was im Augenblick möglich ist, indem er den Erfolg und die Lösung der Frage, ob solchem kümmerlichen Stückwerk vor der göttlichen Idee irgend welche Daseinsberechtigung zukomme, Gott anheimstellt. Auch durch die Liebe zum Volke, das er nicht im Stich läßt, um sich hochmütig auf ein kleines Konventikel auserwählter Seelen zurückzuziehen, bewährt sich Luther als echten Christen. Daß alle Menschen Ebenbilder Gottes seien, meint Lohse, sei ein erhabener Gedanke; aber es falle schwer, daran festzuhalten, wenn man den Ebenbildern Gottes auf der Straße begegne. Eben in der Überwindung dieses Widerstrebens bewährt sich das praktische Christentum. Und endlich darf nicht über-

sehen werden, daß sich solchergestalt seine praktische Thätigkeit ganz und gar auf den innerhalb des heutigen Protestantismus so heftig angefochtenen Glaubenssatz von der Kirche als einer Heils- und Erziehungsanstalt stellt. Weit entfernt davon, die Belehrung und Erbauung dem freien Belieben jedes einzelnen Gemeindemitgliedes zu überlassen, mag er beides nicht einmal den Predigern zu unbeaufsichtigter Übung anvertrauen. „Mich dünkt, sagt er an derselben Stelle, wo man die Postillen gar hätte durchs Jahr, es wäre das beste, daß man verordnete, die Postillen des Tages, ganz oder ein Stück, aus dem Buche dem Volke vorzulesen, nicht allein um der Prediger willen, die es nicht besser könnten, sondern auch um der Schwärmer und Sekten Treiben zu verhüten; wie man siehet und spüret an den Homilien in den Metten [im priesterlichen Stundengebet, das zwar jetzt nur noch als eine Privatobliegenheit der katholischen Priester fortbesteht, ursprünglich aber öffentliches Chorgebet war und an den Domkirchen noch heute ist; wenn es auch wegen der dabei angewandten lateinischen Sprache dem Volke unverständlich bleibt]. Sonst, wo nicht geistlicher Verstand und der Geist selbst redet durch die Prediger (welchen ich nicht will hiemit Ziel setzen; der Geist lehret wohl besser reden denn alle Homilien und Postillen), so kömmts doch endlich dahin, daß ein jeglicher predigen wird, was er will, und anstatt des Evangelii und seiner Auslegung wiederum von blauen Enten gepredigt wird.“

(Fortsetzung folgt)



Wilhelm Jensen

(Schluß)



n jüngerer Zeit hat Jensen, diesmal rein für seine eigne Person und ohne politisch-soziale Ausblicke daran zu knüpfen, sodaß ihn hier die begonnene Antikritik nicht beirren kann, ein neues Glaubensbekenntnis veröffentlicht, und diesmal nun auch mit einer Lösung, die eben auch nur ganz von seiner Person genommen und ausschließlich auf diese zugeschnitten ist, nur für sie überhaupt eine darstellt. Diese zweite Beichte ist sein schon erwähnter Roman „Runensteine“*). Da sind in der Einleitung die drei Weltanschauungen, die sich nicht vereinbaren lassen, zu überirdischen Frauenbildern verkörpert, die

*) Leipzig, dritte Auflage 1888.